

Luise Rist

Morgenland

Die Geschichte einer Liebe auf der Flucht



DIE AUTORIN

Luise Rist, geboren 1970, schreibt Romane, Theaterstücke und Drehbücher. Bereits während des Literatur-Studiums in Heidelberg und Berlin hat sie mit dem Schreiben und Inszenieren von Theaterstücken begonnen und eine freie Theatergruppe gegründet. Danach war sie acht Jahre lang am Deutschen Theater Göttingen als Dramaturgin und Autorin, bevor sie das Freie Theater boat people projekt mitbegründete, ein Theater inmitten einer Unterkunft für Geflüchtete. Luise Rist leitet die Jugendgruppe MAHALA INTERNATIONAL an den Pfalzbau Bühnen Ludwigshafen und das junge boat people projekt, zu dem ein Mädchen gehört, das die Romane ROSENWINKEL und MORGENLAND inspiriert hat.

Mehr über cbj auf Instagram unter
[@hey_reader](https://www.instagram.com/hey_reader)

LUISE RIST

MORGEN
LAND

Die Geschichte einer Liebe auf der Flucht



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967

1. Auflage

Originalausgabe Februar 2018

Text © 2018 Luise Rist

© 2018 cbj Kinder- und Jugendbuch Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: init | Kommunikations-
design, Bad Oeynhausen,

unter Verwendung einer Illustration von

© Thomas Kirchberg/BILDWERFER;

Thinkstock/piovesempre

kk · Herstellung: UK

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-31139-4

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

für Ali und Reshad

1 کی

»Es ist doch nur ein Typ«, sagt Anita am Telefon. Was heißt denn *nur ein Typ*? Meine Mutter hat Verständnis für mich. Verlassen werden ist eine Disziplin, in der sie sich auskennt. Wie eine Kranke liege ich auf dem Sofa, Mama kocht Tee und verabreicht mir eine Handvoll Kügelchen, die ich im Mund zergehen lassen soll.

»Belladonna«, sagt sie.

Ich checke den Eingang neuer WhatsApp-Nachrichten. Jakob hat natürlich nicht geschrieben.

Als Nächstes soll ich einen Schluck aus dem Fläschchen mit *Wiesenblumen* nehmen.

»Ist das Gras?«

»Mehr so die Erinnerung an Gras.«

»Was?«, sagt Anita.

»Nichts. Ich habe mit meiner Mutter gesprochen.«

Mama lacht. Man kann, sagt sie ungefragt, Gleiches mit Gleichem heilen, also die innere Wut zum Beispiel mit einer Essenz aus der Tollkirsche.

»Oh nein«, sage ich.

Anita hat mitgehört. »Oh ja«, ruft sie, »gute Idee! Du kannst deine WhatsApp-Kontroll-Sucht mit einer Google-Recherche-Sucht besiegen.«

»Mit was für einer Recherche?«

Anita mochte meinen Freund nicht so sehr. Deswegen ist ihre Anteilnahme begrenzt.

»Wenn du zwanghaft nach deinem Handy greifst, verbiete es dir nicht, aber ruf ihn nicht an, geh nicht auf WhatsApp, Facebook oder Instagram, sondern stattdessen auf Google und such nach einem Urlaubsziel. Guck dir irgendwelche Orte an.«

»Was denn für Orte?«

»Das ist egal. Google so viel, bis du nicht mehr kannst, bis dein Handy kaputtgeht und dein Herz repariert ist.«

»Was laberst du da?«

»Das ist Homöopathie.« Anita lacht. »So ein Quatsch.« Ich stehe auf, um den Teebeutel zu entsorgen.

»Jedes Mal, wenn du ihn anrufen willst, tipp einen Ort in die Suchmaschine.«

Meine engste Freundin wird von der Sorge umgetrieben, dass ich wegen ihr schon zu viel Zeit habe verstreichen lassen, Zeit, in der ich fast ausschließlich mit ihrer Familie beschäftigt war. Anita ist letzten Sommer mit ihrer Familie aus Deutschland abgeschoben worden. Nach Bosnien. Vor einem Jahr wusste ich so gut wie nichts von dem Land und nichts von den Abschiebungen, die laufend passieren, ohne dass

man das in den Nachrichten hören würde. Ich bin ihr hinterhergereist, wodurch sich mein ganzes Weltbild verändert hat. Vor allen Dingen weiß ich jetzt, warum Anitas Familie da, wohin sie abgeschoben wurde, auf keinen Fall leben kann.

Illegal ist sie wieder nach Deutschland eingereist. Auf verschlungenen Behördenpfaden ist es uns immerhin gelungen, einen neuen Asylantrag für die Familie zu stellen. Der Ausgang ist ungewiss, wie ihr gesagt wurde. Sie sollen warten. Und zwar in einem Erstaufnahmelaager für Geflüchtete, und das, obwohl Anita in dieser Stadt aufgewachsen ist. Ihre Wohnung ist längst neu vermietet worden. Bei mir zu Hause darf ich sie auch nicht einquartieren; sie muss sich täglich morgens und abends im Heim melden.

»Ich will nicht, dass du andauernd mit mir wartest, Frida!«

Seit der Geschichte mit der Abschiebung habe ich tatsächlich viele Stunden auf Behörden verbracht, mit Facebook-Postings und auf Demonstrationen und darüber meine berufliche Planung aus den Augen verloren. Meine Mutter meint, dass ich ein Ziel brauche. Aber ich habe ja ein Ziel vor Augen. Ich will erreichen, dass Anitas Familie hierbleiben kann. Meine Mutter versteht das, aber allmählich sollte ich trotzdem mit einer Ausbildung anfangen oder studieren. Zurzeit habe ich noch nicht einmal einen Job. Mir kommt leider vieles so sinnlos vor. Und jetzt bin ich auch noch verlassen worden von einem Typen, der, wie ich finde, gut zu mir gepasst hat. Er studiert im ersten Semester Jura und

unterstützt die Refugee Law Clinic, eine kostenlose Rechtsberatung durch Studierende. Dort bin ich mit Anita gewesen.

»Du musst mal raus, Frida!«

Ich kann regelrecht sehen, wie sie die Augenbrauen hochzieht.

»Geh auf die Insel! Wie wäre es mit ... Mallorca?«

»Ich hasse Mallorca.«

Wir lachen beide. Vor einem Jahr wusste Anita nicht einmal, wo Mallorca liegt. Diese typischen Urlaubsziele der Deutschen waren ihr unbekannt. Ihre Eltern stammen aus dem ehemaligen Jugoslawien. Wir haben uns erst vor eineinhalb Jahren kennengelernt, aber sie ist mir näher als andere Freundinnen, die ich schon seit der Grundschule kenne.

Der Tee hat zu lange gezogen. Mama lächelt bitter. Sie genießt es schon ein bisschen, dass sie mich umsorgen kann. Früher habe ich ihr oft den Tee ans Bett gebracht, wenn sie zu schlecht drauf war, um aufzustehen.

Anita und ich verabschieden uns ohne viele Worte. Eine von uns ruft sowieso bald wieder an; lange halten wir es in der Regel nicht aus ohne einander.

Ich klicke meine WhatsApp-Nachrichten an. Starre auf *sein* Profilbild. Braune lockige Haare, helle, sehr wache Augen. Viele stehen auf ihn. Auch diese Mädchen, die sich mit Kussmund und weit geöffneter Bluse präsentieren. Dass er diese Frauen nicht gut findet, hat er mir gesagt, aber dann habe ich gesehen, dass er mit einer gewissen Lina chattet, die

sich genau so auf Instagram zeigt. Da hab ich geheult, das hat ihn genervt. Ich hab noch mehr geheult, weil ich so enttäuscht war von ihm, und habe ihm vorgeworfen, dass er sich mit ihr trifft. Dann hat er Schluss gemacht.

Fünfzehn Uhr siebenundvierzig war er zuletzt online. Ob er sich manchmal mein Profilbild anguckt? Oh Mann. Jetzt tut es mir leid, dass ich so krass reagiert habe.

Ich würde gerne seine Stimme hören. Aber was soll ich sagen? Ich kann ihm ja wohl kaum erzählen, dass ich ein Tollkirschen-Kügelchen im Mund zergehen lasse, um von ihm loszukommen.

Anita schreibt mir, dass ich ihm nicht schreiben soll. Geh sofort aus WhatsApp raus, befiehlt sie mir. Tipp lieber was in die Suchmaschine. Dann sendet sie mir die drei Affen, die sich Ohren, Augen und Mund zuhalten. *Denk immer schön an Mallorca:-)*

Ich schreibe in die Suchmaschine, was mir in den ersten drei Sekunden in den Sinn kommt. *Ich hasse Mallorca. Ich hasse Inseln, ich hasse Urlauber, ich hasse gut gelaunte Menschen, ich hasse Liebeskummer.* Ich gebe *Eifersucht* ein, ich schreibe: *kotzen, Wolke, Kreaturen.* Ich lese alles, was mir unter diesen Stichwörtern angegeben wird. Ich klicke mich durch, gucke mir Bilder und Videos an, die ich normalerweise nie aufgerufen hätte. Lese sämtliche Antworten bei GUTE FRAGE.de auf Fragen, die ich nie stellen würde. Bei *Wolke* gelange ich auf esoterische Seiten. Schadet Fluorid beim Öffnen des dritten Auges? Beim Schlagwort *Depression*

gelange ich auf eine Seite über Syrien, auf der Hunderte Bilder unter *Vorher* und *Nachher* gelistet sind. Ich klicke ein Video an. *Crossing Borders*, höre ich, heißt das Programm, bei dem junge Leute aus aller Welt in Flüchtlings-Camps zusammenkommen, um dort Hilfe zu leisten. Eine Gruppe trifft sich in Athen, eine andere in Istanbul. Besonders dringlich, lese ich, ist die Situation gerade in Belgrad. Serbien! Ehemaliges Jugoslawien – ich merke sofort, wie etwas in mir angesprochen wird.

Crossing Borders in Belgrade needs YOU.

Im Trailer kochen Typen mit Bart und Mütze, ein Mädchen berichtet von ihren Erfahrungen bei der Essensausgabe im Camp, und »that my life changed a lot«. Dann sieht man Geflüchtete, die vor einem Grenzzaun stehen und schreien.

Am Ende des Trailers kommt man direkt zum Online-Anmeldeformular. Ich schicke Anita den Link.

»Willst du dahin?«, fragt sie, als sie eine Minute später zurückruft.

»Findest du es schlimm, wenn ich da bin, wo du nie freiwillig hinfahren würdest?«

Anita lacht laut. »Weil es ein Ex-Jugo-Land ist?«

»Ja.«

»Es stimmt übrigens nicht«, sagt Anita, »dass ich da nicht hinfahren will. Wenn ich einen deutschen Pass hätte und einfach reisen dürfte wie du, dann würde ich gerne noch einmal diese Frau besuchen. Du weißt schon ...«

»Ich weiß schon.«

Wir reden nie über »diese Frau«, aber die Begegnung mit ihr hat Anitas Leben verändert und meines in gewisser Weise auch. Irgendwann wird noch einmal von ihr die Rede sein, das spüre ich, aber nicht jetzt, nein, noch lange nicht.

»Ka dikhamen«, sagt Anita. Das ist Romanes. Anita ist selbst eine Roma. Sie lacht tief und herzlich.

»Ja«, antworte ich, »wir sehen uns.«

2

ود

Mit dem Nachtzug fahre ich nach Wien und von dort weiter über Budapest nach Belgrad. Das ist ziemlich umständlich, aber *Crossing Borders* bittet die Community, zu der ich seit meiner Anmeldung auch gehöre, Kosten zu sparen bei der Anreise und an die Ökobilanz zu denken. Das Flugzeug kam also nicht infrage, was mir echt egal ist. Ich fahre gerne Zug. Beograd, wie Belgrad auf Serbisch heißt, ist vergleichbar mit Berlin – arm, aber sexy – und international absolut im Kommen. Das sagt mir eine Deutsche, deren Mann aus Serbien stammt. Sie sitzt mir seit Budapest gegenüber und weiß Bescheid. Man kann dort Tage und Nächte durchfeiern.

Aha. »Ich habe mich bei *Crossing Borders* angemeldet«, sage ich ihr.

»Was ist das?«, fragt sie.

Vor wenigen Tagen hatte ich selbst auch noch nie davon gehört. »Das ist so eine NGO.«

Ich weiß nicht, ob sie weiß, was das ist. »Nicht-Regierungs-

Organisation«, füge ich hinzu. »Wir helfen Geflüchteten, die in Serbien gestrandet sind.«

»Toll«, sagt die Frau. Aus den Augenwinkeln beobachte ich ein Liebespaar auf dem Gang. Mein Herz klopft laut, unweigerlich kommen mir die Tränen, als ich sehe, wie der Junge das Mädchen anguckt.

Die Frau lächelt mir zu. »Schlimm, wie es den Flüchtlingen in Serbien geht«, meint sie, »an der Grenze müssen schreckliche Zustände herrschen.«

»Schlimm, ja.« Ich nicke.

»Alles Gute!« An der nächsten Station verabschiedet sich meine Mitreisende von mir.

Ungarn zieht vorbei. Ich gehe zur Toilette, hauptsächlich um einen Blick in den Spiegel zu werfen. Strom gibt es hier keinen, jedenfalls keine Steckdose für mein Handy. Meine Augen sind rot. Ich begeben mich in einen Speisewagen, in dem vier Männer im Blaumann sitzen. An einen Stehtisch gelehnt trinke ich eine Tasse Kaffee und beobachte, wie der Regen an den Fensterscheiben herunterläuft.

Es regnet in Strömen die ganze Fahrt über. Die Kleider, die ich eingepackt habe, sind bestimmt zu dünn. Der Zug kommt abrupt zum Stehen. Einer der Blaumänner flucht. Cola rinnt über die Tischplatte, tropft auf den Boden. Beim Wiederanfahren rumpelt es heftig, der Boden bebt, man meint jede Schwelle der Trasse einzeln zu spüren.

Wir fahren jetzt parallel zur Grenze. Hinter einer leichten

Kurve ist der Zaun zum ersten Mal zu sehen. Ich scanne mit den Augen die Felder, im Kopf das Bild von *Crossing Borders*, auf dem die vielen Menschen am Zaun stehen und schreien, weil sie nicht von Serbien nach Ungarn dürfen. Jetzt bin ich in umgekehrter Richtung unterwegs. Nah am Zaun springt ein Tier durch das regennasse Gras. Ein Fuchs! Ob er einen Weg über die Grenze kennt?

Passport please!

Zwei Männer und eine Frau gucken mich ungeduldig an.

Border Control!

Meinen Ausweis, den ich in der Handtasche mit mir trage, studieren sie akribisch genau. Aber das reicht ihnen nicht. Die Fahrkarte?

»Border Control«, wiederholt die Frau, gibt mir meinen Pass zurück.

Sie wollen wissen, wo mein Gepäck ist, übersetzt der Speisewagenkoch.

Ach so! Mein Koffer. »Der ist auf der Ablage, an meinem Platz!«

Sie schütteln den Kopf über mich, die Frau verdreht die Augen. Erst jetzt fällt mir selbst auf, wie dumm ich war, meinen Koffer unbeaufsichtigt zu lassen. Die drei Kontrolleure wollen ihn sehen. Okay. Ich gehe vor. Mit verschränkten Armen und gelangweilten Gesichtern verfolgen sie, wie ich meinen Rollkoffer herunternehme und vor ihnen auf den Boden stelle. Muss ich ihn etwa öffnen?

Meine Mutter wollte unbedingt, dass ich mich gut ab-

sichere. Sie hat mir diesen Koffer mit Zahlenschloss am Griff extra für die Reise gekauft. Tatsächlich wollen sie hineingucken.

Als ich die Nummer eingebe, klemmt es. Ich versuche es mehrere Male, aber es funktioniert nicht. Den Code weiß ich hundertprozentig. Wie kann das sein?

Die drei wenden sich ab; mein Koffer ist dann wohl doch nur mäßig interessant für sie. Der Trupp entfernt sich. Ein Mann muss seine Tasche vor aller Augen komplett ausräumen. Da habe ich ja noch mal Glück gehabt. Obwohl es mich nun wirklich wundert, dass mein Zahlenschloss nicht aufgeht.

Insgesamt dauert die Grenzkontrolle eineinhalb Stunden. Selbst die Toilettenräume werden durchsucht, die Türen aufgestoßen, jeder Winkel überprüft.

Dann endlich setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Ich habe meinen Kaffee noch gar nicht bezahlt, merke ich, als ich meinen Pass ins Portemonnaie stecke. Diesmal nehme ich den Koffer gleich mit; genauso gut kann ich ja dort sitzen bleiben.

Zurück im Speisewagen erwarten mich leere Tische mit ausgetrunkenen Coladosen. Die Blaumänner sind ausgestiegen. An der Theke ist keiner, auch das Küchenabteil ist nicht besetzt, soweit ich das überblicken kann. Ich habe noch kein Geld umgetauscht, nehme aber an, dass sie hier im Zug Euro akzeptieren.

Durch den Dauerregen geht es über die Grenze nach Ser-

bien, wo die Landschaft genauso sattgrün glänzt wie eben noch in Ungarn und wo die Häuser ähnlich verwaschen gelb und grau an der Bahnlinie stehen. Die Ortsnamen an vorbeiziehenden Stationen kann ich nicht lesen, weil sie auf kyrillisch geschrieben sind. Bis eben dominierten ungarische Ortschaften, deren Namen ich zwar lesen, aber keineswegs auszusprechen vermochte. Der Koch, der gleichzeitig Kellner ist und jetzt zum Kassieren an meinen Tisch kommt, sagt, dass Ungarisch die schwerste Sprache der Welt sei.

»Und Serbisch?«

Er schüttelt den Kopf. »Ich bin fünfzig Jahre alt«, sagt er, »und ich kenne nur Jugoslawisch.«

»Ich verstehe«, murmele ich.

Ein Paar mit kleinen Kindern betritt den Speisewagen.

Der Zaun ist bestimmt vier Meter hoch. Mit den Augen suche ich das Gras nach Tieren ab. Wahrscheinlich können die einen Tunnel graben.

»Ich bin Jugoslawe«, sagt der Mann, »und nicht Serbe.«

Ich nicke.

Wie gerne würde ich Jakob schreiben, dass ich verreist bin, mich auf dem Weg zu einem internationalen Camp befinde. Das würde Eindruck auf ihn machen. Als ich ihm von meiner Bosnienreise erzählt habe, war er richtig begeistert, dass ich mir so etwas zutraue. Das fand er stark. Wahrscheinlich war er deshalb so entsetzt, als ich rumgeheult habe und er gemerkt hat, wie schwach ich eigentlich bin.

Anita war von Anfang an nicht so überzeugt von ihm. Sie

fand ihn ein bisschen streberhaft, wie sie sagte. Na ja. Immerhin hat er für sie den Kontakt zu Anwälten hergestellt.

Hallo!?

Mein Koffer ist weggerollt. Einmal durch den ganzen Waggon. Die Kinder, vor denen er zum Stehen kommt, lachen.

Ich sollte mir in Belgrad schleunigst einen Rucksack kaufen. Keiner in diesem Camp wird mit Rollkoffer anreisen. Rollkoffer mit Zahlenschloss! Als Mama mir dieses Ding in die Hand drückte, war ich geistig nicht anwesend. Bis kurz vor der Abfahrt habe ich wieder nur an – na, ich sage jetzt nichts mehr – gedacht, anstatt vernünftig zu planen. Ich klemme meinen Koffer zwischen die Beine.

Bei jedem Abbremsen des Zuges droht mein blassrosa Begleiter sich selbstständig zu machen.

3

هس

Ein kalter Wind weht mir in Belgrad entgegen. Schirme werden aufgespannt, Schultern hochgezogen. In der Bahnhofshalle stehen Palmen mit halb verdorrten Blättern verloren herum wie Reisende, die keiner abgeholt hat. An einem einzigen Schalter hockt ein winziger Mann in brauner Uniform, hinter dessen viereckiger, ebenfalls brauner Hornbrille die Augen übergroß hervorlugen. Müde schiebt er mir eine Umrechnungstabelle unter der Glasscheibe durch den Spalt.

»Dobro vèce«, spreche ich zu seinen müden Augen, das heißt »Guten Abend«.

Damit er nicht denkt, dass ich darüber hinaus der serbischen Sprache mächtig bin, rede ich schnell auf Englisch weiter. »I want to change one hundred Euro, please.« MENJACNICA steht an der Glasscheibe, die uns trennt, darunter EXCHANGE OFFICE und WECHSELSTUBE.

Für meine Euro bekomme ich ein Riesenpaket mit Geldscheinen ausgehändigt. *Marka* hieß das Geld in Bosnien. Wie heißt bloß die Währung hier? Während der kleine

Mann die Bündel abzählt, betrachte ich die vergilbten Werbeplakate in seinem Rücken. Neben dem schiefen Turm von Pisa hängt der Eiffelturm.

»Voilà«, sagt er.

Ach so, nein. Er hat natürlich »Hvala« gesagt.

»Danke. Hvala«, murmele ich zurück.

Dinar heißen die Scheine.

Mein Portemonnaie geht kaum mehr zu. Jetzt erst mal raus hier und die Lage checken.

Auf dem Weg Richtung Ausgang rufen die blöden Palmen eine schmerzhaftige Erinnerung an Jakob in mir wach. Hildesheim im Herbst. Da bin ich gestrandet, kurz nachdem ich ihn kennengelernt hatte, weil die Züge nicht mehr weitergefahren sind. Jemand hatte einen Koffer am Gleis stehen lassen. Drei Stunden ging ich in der Bahnhofshalle auf und ab zwischen Zimmerpalmen, die dort genauso hässlich aussahen wie hier, bis ich mich traute, ihm zu schreiben.

Ich hol dich ab, antwortete er sofort und lieh sich extra ein Auto.

Die Erinnerung killt mich.

Ich hol dich ab!!!

Ich bin hier, um selbst Leute abzuholen. In ein paar Minuten gehöre ich zum Team von *Crossing Borders* und kümmere mich um hier gestrandete Menschen. Dann darf ich nicht mehr meinen Gedanken nachhängen, sondern muss anpacken.

Beim Verlassen der Bahnhofshalle kommt mir eine große

Gruppe entgegen, die ich sofort als *Gestrandete* identifiziere. In der Nähe der Tür bleibe ich stehen, kann mich kaum vom Anblick der Leute lösen. Männer in nassen Pullovern und Shirts, viele barfuß in Sandalen oder in durchgelaufenen Stoffschuhen, alle mit blassem Gesicht, stoppeligem Bart, lassen sich auf dem kalten Boden nieder. Manche holen Zeitungspapier aus den Mülleimern und setzen sich darauf. Zwei Jungen um die zehn Jahre legen sich quer über ihre Taschen. Der eine legt den Arm um den anderen. Sie sehen aus wie Brüder.

Vor meinen Augen entsteht in Windeseile ein Lager. Bestimmt kommt bald die Polizei und schickt alle Leute weg. So erschöpft, wie sie wirken, wäre mit Gegenwehr vermutlich nicht zu rechnen.

Noch während ich unschlüssig herumstehe und versuche, nicht zu aufdringlich zu ihnen hinüberzustarren, sinken Köpfe auf Knie, umklammern Hände Tüten und Säcke, greift der Schlaf nach den todmüden Menschen. Reisende, die soeben die Halle betreten, werfen verwunderte, eher scheue als verärgerte Blicke auf die Schlafenden, bevor sie ihren Weg fortsetzen. Drei große, dünne Frauen im Regenmantel trippeln auf klackernden Pumps an dem Nachtlager vorbei, ohne einen Blick auf die hier Liegenden zu werfen. Der kleine Mann am Schalter sitzt regungslos wie ein Wächter hinter den Ankommenden, den Abreisenden, über den am Boden in Schlaf Gesunkenen. Er selbst kommt mir vor wie nicht ganz von dieser Welt. Durch das stille Bild bewege

ich mich möglichst leise nach draußen, wo mich ein ziemlich kaltes, tristes Belgrad erwartet.

Immerhin, der Regen hat aufgehört. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite rasen Autos an einer grauen Häuserzeile vorbei. Pfützenwasser spritzt hoch. Ich ziehe mir die Sweatshirt-Kapuze über den Kopf. Keine Ahnung, in welchem Viertel der Bahnhof liegt und wie weit man hier von der Innenstadt entfernt ist.

An einer Fassade leuchtet eine riesige, die gesamte Hauswand einnehmende Werbung. Ein glitzernder Fluss, auf dem ein Kreuzfahrtschiff fährt, die BEOGRAD. Goldene Buchstaben auf dem Bug. Am Horizont leuchtet eine Skyline und das Logo BW: *Belgrade Waterfront*.

Der Treffpunkt für das Team von *Crossing Borders* befindet sich zwischen Hauptbahnhof und Busbahnhof direkt an einer vierspurigen Straße, auf einem Platz, der viel zu klein ist für die drängende Menge, die sich versammelt hat. Es müssen Hunderte sein, die hier eine Anlaufstelle suchen und in verschiedenen Sprachen durcheinanderrufen und telefonieren. INFOPARK lese ich, als ich mich in die Schlange vor einer Art Kiosk quetsche, und darunter *Refugees welcome to Belgrade*. Ein Aushang auf Arabisch ist an einem kahlen Baum befestigt.

Es ist sehr windig. Die Leute haben keine Jacke an, nur dünne Pullover oder Sweatshirts. Meine Jacke ist im Koffer.

»Hello, hello!« Eine Frau winkt mich aus der Reihe. Sie

heißt Carine und ist seit ein paar Monaten für *Crossing Borders* unterwegs. Von ihr erfahre ich, dass es einen Notstand bei der Unterbringung der Helfer gibt.

Aha?

»Not enough space?«

»No«, entgegnet Carine. Platz ist genug, aber man darf nicht mehr hinein.

Wo denn hinein?

Meine Frage bleibt unbeantwortet, Carine runzelt die Stirn, verdreht die Augen. Kurz bevor ich angekommen bin, muss etwas vorgefallen sein. Eine Unterkunft ist wohl geräumt worden.

Von wem? Gab es einen Anschlag?

Carine verneint. Ihr Telefon klingelt. Auf Französisch erklärt sie jemandem, dass die Gruppe der Helfer auf der Straße steht. »Comme les réfugiés!« Carine trägt einen kurzen, akkurat geschnittenen Pony. Als sie das Gespräch beendet, sagt sie mir auf Englisch, dass *Belgrade Waterfront* die Räumung veranlasst habe. Und dass die Regierung das alles bezahlt. Mit Steuergeldern! Die Serben seien also genauso angeschmiert wie die Geflüchteten.

Ich vermute, dass Waterfront eine Immobilienfirma ist.

Für diese Nacht können wir zu Carlos, sagt Carine jetzt, als müsste ich wissen, wer das ist. Bei Carlos, erfahre ich, trifft sich die Community.

»Okay, fine.«

»If you are interested«, fügt sie hinzu mit einem giftigen

Lächeln. Natürlich bin ich interessiert. In mir regt sich Widerstand, obwohl ich nicht sagen könnte, wogegen er sich richtet. Irgendwie habe ich keine Lust auf Leute, die sich wichtig fühlen, weil sie mehr Informationen haben als andere. Vielleicht stelle ich mich jetzt aber auch an. Bis jetzt habe ich ja nur eine Person kennengelernt. Und bestimmt steht sie unter Stress.

»Let's go«, sagt Carine. Sie will mich mitnehmen, »to the factory.« Dort soll ich Carlos treffen.

Ich nicke. Carine notiert meine Telefonnummer. Ich bekomme eine Plakette, die ich mir anheften soll: *Crossing Borders*, darunter mein Name. Sie hat ihn falsch geschrieben, aber das ist mir egal. Frieda.

»Everything fine?« Sie lächelt gezwungen.

»Ja, fine, thank you.«

Auf einem Stadtplan, den sie mir in die Hand drückt, ist eingekringelt, wo Carlos wohnt. Wie viele Leute sind denn hier?

»More than thousand«, sagt Carine. Ich meinte eigentlich die Helfer. Ich wollte wissen, wie viele Leute bei Carlos unterkommen.

»I have seen refugees at the station«, sage ich überflüssigerweise.

»Don't worry«, entgegnet sie. Ich soll keine Angst haben.
»They are tired.«

Hat sie mich falsch verstanden?

Carine mustert mich von Kopf bis Fuß.

»Extremely tired«, setzt sie hinzu.

Ihr Englisch hat irgendwie einen französischen Akzent.

»Tu viens de la France?« Meine Frage nach ihrer Herkunft scheint sie zu nerven. Wahrscheinlich ist das politisch nicht korrekt.

»German«, antwortet sie knapp.

»Du bist auch Deutsche?« Ich muss kurz auflachen, denn wir haben ja die ganze Zeit Englisch miteinander geredet.

»Yes«, sagt Carine. Ihre Aufmerksamkeit gilt dem dichten Verkehr. Ein schneller Blick aus zusammengekniffenen Augen bedeutet, dass ich ihr folgen soll. Wir sprinten über die Straße, sobald sie den richtigen Moment abgepasst hat.

Wenige Minuten später sind wir dem Verkehr entkommen und stehen auf einem düsteren Fabrikgelände nah am Ufer eines breiten Flusses. Das Wasser schimmert schwarz. Hohe Fabrikgebäude stehen mitten auf einer verkommenen Industriebrache. Müllcontainer liegen umgestürzt im Dreck, auf einer Garage stehen Einkaufswagen. Aus einem Fabrikdach wächst ein Baum.

Carine geht zu einer Gruppe von Leuten, die verschwörerisch miteinander murmeln. Ich höre den Wind und sehe an einem der Fabrikfenster ein Licht aufflackern. Sonst ist alles dunkel, der Himmel ist wolkenverhangen und das ganze Gelände gänzlich unbeleuchtet.

Niemand beachtet mich. Ich überwinde mich und stelle mich näher zu der Gruppe. Mein Rollkoffer ist mir peinlich.

»Hi«, sagt jemand.

»Carlos?«, frage ich.

»Sorry, but I'm Jesus.« Der Bärtige grinst. Jesus.

»Frida.«

Er hat es englisch ausgesprochen. Ob der echt so heißt?

»Chesús«, ruft jemand. Bestimmt sind das Spanier. Eilig läuft der Gerufene davon, gefolgt von fünf, sechs anderen. Sie verschwinden in der Fabrik. Ich verspüre den Drang, diesem *Jesus* ebenfalls zu folgen und nach den Leuten zu sehen, die ich in dem Gebäude vermute.

»Bleib hier«, sagt Carine auf Deutsch zu mir.

Anita würde sich nicht von ihr einschüchtern lassen. In ihren Augen wäre Carine *pseudo*. Wahrscheinlich heißt sie einfach Karin.

Ich würde jetzt gern heiß duschen.

Unauffällig checke ich mein Handy. Das Internet geht. Nur mein Akku hält nicht mehr lange durch. Ein Hotel namens *Meridian* wird mir angezeigt für dreiundzwanzig Euro fünfzig die Nacht.

Auf einmal kommen ganz viele Menschen aus der Fabrik, die mit Sack und Pack Richtung Fluss rennen. Männer, Frauen, Kinder, und ganz hinten schiebt ein junger Mann einen älteren im Rollstuhl durch den Matsch. Es sind bestimmt über hundert Leute, die das Gebäude verlassen. Sie laufen alle zum Ufer und sind in kurzer Zeit in der Dunkelheit verschwunden. Der Junge mit dem Rollstuhl ist als

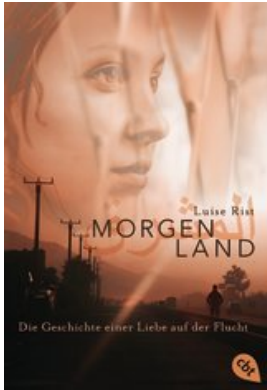
Letzter noch zu sehen, bevor die Polizei mit mehreren Wagen vorfährt und das Gebäude binnen Minuten umstellt hat. Wie gut, dass die Leute rechtzeitig entkommen sind. Wenn das Carines Organisation zu verdanken ist, nehme ich alles zurück.

Ansagen durch Megafone ertönen laut und verzerrt und sind bestimmt auch noch da zu hören, wo sich die Geflüchteten jetzt befinden. Die Polizei stürmt in die Fabrik und ist nach kurzer Zeit wieder draußen.

Carine bekommt einen Anruf und steigt in ein Auto, das soeben neben uns im Matsch anhält, in dem jedoch kein Platz mehr für mich ist.

»Carlos' Adresse hast du ja«, sagt sie nur.

Ich komme mir vor wie eine Verräterin, als ich am Busbahnhof ein Taxi in die Innenstadt zum Hotel *Meridian* nehme. Morgen gehe ich zu Carlos, ganz bestimmt, aber jetzt kann ich einfach nicht. Auf der Fahrt gucke ich auf Instagram, was *Crossing Borders* postet. *Zwangsräumung in Belgrad*, steht unter einem Foto, das in einer der Fabrikhallen aufgenommen worden sein muss, die ich gerade gesehen habe. Auf dem Bild sieht man Taschen, Jacken, leere Supermarkttüten, auf nacktem Beton abgemagerte Kinder mit großen Augen; es scheint der Schlafplatz der Leute gewesen zu sein, die ich gerade aus den Gebäuden habe rennen sehen. Auf der offiziellen Website von *Crossing Borders* sieht man weiterhin den Trailer mit lachenden Menschen, die gemeinsam kochen.



Luise Rist

MORGENLAND

Die Geschichte einer Liebe auf der Flucht

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-570-31139-4

cbt

Erscheinungstermin: Januar 2018

Flucht in ein neues Leben

Die junge Deutsche Frida reist nach Serbien, um dort Flüchtlinge an der Grenze zu Ungarn zu unterstützen. Dort begegnet sie dem Afghanen Ali. Die beiden verlieben sich, und Frida schließt sich ihm und einer Gruppe jugendlicher Flüchtlinge an. Bei einer nächtlichen Fluchtaktion werden sie erwischt und in ein Auffanglager gebracht. Als sie von dort ausbrechen, gelingt ihnen schließlich mithilfe eines Unbekannten die Flucht nach Deutschland. Doch Ali fällt es schwer, sich einzuleben, und ihre Liebe wird auf eine harte Probe gestellt ...

 [Der Titel im Katalog](#)